# Impressionen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich**

Band (Jahr): **- (1999-2000)**

Heft 67

PDF erstellt am: **25.05.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Impressionen

von Verena Humm

Hie und da versuche, ich mir vorzustellen, wie der Herr Geheimrat, dessen 250. Geburtstag heuer gefeiert wird, mit den modernen Schreib- und Kommunikationsmitteln umgehen würde, wenn er jetzt lebte oder wenn sie ihm damals bereits zur Verfügung gestanden wären. Hätten er und Frau von Stein schon zu einem "Handy" greifen können, wieviele der köstlichen "Zettelgen", die zwischen ihnen ausgetauscht wurden, wären der Nachwelt vorenthalten geblieben! Wie manches Tonband hätte Goethe für seine "Gespräche mit Eckermann" benötigt? Der pflichtbewusste, dienstbefliessene junge Mann schrieb sie jedoch getreulich nieder, sicherlich so rasch, als dies mit einem Federkiel überhaupt möglich war.
Mit einem Federkiel... Wer kann heutzutage noch mit einem solchen schreiben? Es gäbe Tintenkleckse zuhauf, und mit der Geduld wäre es bald zu Ende.

Es gäbe auch Tintenkleckse, müsste man wieder diese spitzen Stahlfedern benützen, die uns während unserer Schulzeit so manchen Seufzer entlockten, hauptsächlich in jenem Fach, das als "Schönschreiben" auf dem Stundenplan stand.
Wie musste man sie üben – und immer wieder üben – diese schattierten und unschattierten Auf- und Abstriche, den dünnen, hölzernen Federhalter zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger auf und nieder gleiten lassend. Der Lehrer schritt gestrengen Blickes zwischen den Bankreihen hindurch. Wehe, wenn er ein Höckerchen entdeckte, welches so ein Zeigfinger, trotz aller Bemühungen, halt immer wieder formte! Da sauste sein Lineal strafend darauf nieder. Man schrak zusammen und versuchte das Kunststück des lockeren Schreibens von neuem. – bis sich der hartnäckige Zeigfinger ein weiteres Mal emporwölbte.
Im Verlaufe der Schuljahre entwickelte man seine persönliche Schrift, die oft nicht den Idealvorstellungen der Lehrer entsprach. Unter manchen meiner Aufsätze prangte die rotgeschriebene Aufforderung: "Schöner schreiben!", und in der Mittelschule amüsierte sich mein Deutschlehrer einmal damit, alle Schluss-r rot einzurahmen, um dann, neben der Note für den Inhalt des Aufsatzes, hinzuschreiben: "Bitte deutlich lesbare Buchstaben!" Damals hatte die goldene Füllfeder die gefährlich spitze Stahlfeder bereits abgelöst; das Problem des Schönschreibens blieb selbstverständlich bestehen.

Es kam die Zeit, da ich als junge Hausfrau die Möglichkeiten unseres Budgets erweitern wollte (und auch musste). Für eine Werbeagentur konnte ich Adressen auf Etiketten schreiben und für ein Architekturbüro Kostenvoranschläge – letzteres war die Haupteinnahmequelle. Für beides benötigte ich natürlich eine Schreibmaschine. Eine neue konnten wir uns nicht leisten, so erstanden wir – als Occasion – eine "Underwood", Jahrgang 1911, ein monströses, aber höchst solides Ding!
Auf einer gepolsterten Unterlage reihten sich, halbkreisförmig angeordnet, flache Metallstäbchen nebeneinander, von der Unterseite einer Schreitaste ausgehend bis zu einem rechteckigen Plättchen, von dem sich – in Gross- und Kleinschrift – die Buchstaben abhoben. Man konnte den ganzen Schreibvorgang mitverfolgen... auch akkustisch. Die Maschine klapperte so durchdringend, dass die Bewohnerin des unteren Stockes bald einmal reklamierte und mir nahelegte, die Schreiberei nach 10 Uhr abends zu unterlassen.
Schlimm war es, sich zu vertippen. Tipp-Ex kannte man noch nicht. Bei acht bis zehn Durchschlägen blieb einem nur, die Seite zu Ende zu schreiben, dann auf jedem einzelnen Blatt den Fehler mittels eines Radiergummis wegzurubbeln, das Blatt wieder einzuspannen und zu versuchen, den richtigen Buchstaben so exakt wie möglich einzusetzen. Das Korrigieren beanspruchte zuweilen fast soviel Zeit wie das Schreiben. Ich habe später nie mehr so sorgfältig und konzentriert geschrieben...

Als ich im Büro meine erste elektrische Schreibmaschine erhielt, wurde mir die Kraftanstrengung auf der "Underwood" bald zuviel. "Me chunnt ja nöd vürsi demit", klagte ich, und eine orangefarbene, kleine elektrische "Gaby" – so ihr Name! – ersetzte die alte Hackmaschine. Jahrelang versah sie getreulich ihren Dienst, bis es eines Tages aus ihrem Inneren brenzlig zu riechen begann und neben der Walze ein giftiges Räuchlein emporstieg, was dem angefangenen Brief ein rasches Ende bereitete. Da habe sich ein Kurzschluss ereignet, erklärte der Schreibmaschinenmechaniker, den ich entsetzt angerufen hatte, ich könne von Glück sagen, dass nicht das ganze Gehäuse unter Strom geraten sei, das hätte schlimm ausgehen können.

Nach der "Gaby" kamen drei Brüder. "Brother" hiessen sie natürlich, waren japanischer Herkunft und elektronisch. Ihr grösster, sehr geschätzter Vorteil war die Korrekturtaste. Wie praktisch! Nun konnte ich jeden Tippfehler – einzelne Buchstaben, ein ganzes Wort, ja eine ganze Linie – einfach auslöschen und neu schreiben. Brauchbare Durchschläge ergab das freilich keine.

Was sich auf dem Original perfekt präsentierte, wurde auf den Kopien zu einem schwarzen, unleserlichen Punkt oder zu einem schwarzen Balken.
Die Lebensdauer der "Brüder" aber war erschreckend kurz – keiner wurde älter als zwei Jahre. Als der dritte anfing, Kapriolen zu entwickeln, die ein flüssiges Schreiben behinderten, musste ich mir sagen lassen, diese "Brother"-Maschinen seien für starken Gebrauch viel zu leicht gebaut – ich benötige eine leistungsfähigere Maschine, was, das wusste ich, gleichbedeutend war mit "teurer". Einige meiner Freunde fanden, jetzt sei es ohnehin an der Zeit, mir "öppis Rächts" anzuschaffen, mindestens einen Laptop, wenn nicht gar eine richtige Computeranlage. Man wurde nicht müde, mir die Vorzüge einer solchen zu erläutern. Ich winkte ab. Nicht nur der Kosten wegen...

Es war aber durchaus der Kosten wegen, dass ich die frustrierenden Leistungen des Dritten Bruders noch einige Wochen lang ertrug und mich zunehmend darüber ärgerte.
Ohne Schreibmaschine war ich verloren – irgendwie eines wichtigen Gliedes beraubt.
Wie hatte ich doch überlegen gelächelt, als ich von einer schriftstellernden Psychiaterin las, dass sie ohne ihre Textverarbeitungsmaschine gänzlich aufgeschmissen gewesen sei, völlig blockiert, bis man dieselbe wieder repariert habe.
Von Hand hätte sie doch noch immer schreiben können, sagte ich mir. Papier, Kugelschreiber oder Füllfeder stehen jederzeit und überall zur Verfügung. *Ich* liesse mich von streikender Technik sicherlich nicht lähmen. Dachte ich – und nun hatte es auch mich erreicht, dieses Ohnmachtsgefühl, welches die Technik auszulösen vermag, wenn sie uns im Stich lässt...
Die Briefschulden häuften sich, bis eines Morgens ein besorgter Anruf aus Tel Aviv kam, was denn nur los sei mit mir...
Ich versuchte, meine Briefe wieder von Hand zu schreiben, was mir, ausser dem Schreibkrampf im Daumengelenk, auch die Bemerkung einbrachte, es sei nett, wieder einmal von mir zu hören- aber maschinengeschriebene Briefe seien halt viel leserlicher...

Nun sitze ich wieder an meinem Arventischchen. Eine neue Schreibmaschine steht darauf, die den Namen "Olympia" trägt, obschon sie aus Deutschland kommt. Ich versuche, mich daran zu gewöhnen, was mit Schwierigkeiten verbunden ist ... sie piepst, ich weiss nicht weshalb, sie steht mitten in der Zeile bockstill – ich muss an die falsche Taste geraten sein und finde nicht heraus, welche es war. Erst ein Abstellen der Maschine bringt auch den

Störfaktor zum Verschwinden, ... aber Rand, Tabulator und Zeilenabstand müssen dann neu eingestellt werden... Und dann schreibt sie unversehens nur noch Grossbuchstaben... könnten denn die Tasten nicht etwas weniger hurtig auf meine Finger reagieren, ich berühre sie ja kaum! Gut, dass niemand hört, wie ich vor mich hinschimpfe! Mit nicht geringem Grausen stelle ich mir meine Hilflosigkeit bei noch grösseren Raffinessen vor – da würden sich alle Gedanken auflösen wie Seifenblasen.

Freilich, wenn ich etwas schreiben will, das ich nicht einfach aus dem Ärmel schütteln kann, geht es nie ohne Manuskript in des Wortes wahrer Bedeutung: manu scriptus ... nicht ohne handgeschriebenen Entwurf.
Dann setze ich mich an mein Pult oder mache es mir in meinem Lehnstuhl bequem, den Notizblock auf den Knien, den Kugelschreiber in der Hand... und warte auf die rechten Worte, mit denen ich formulieren kann, was ich sagen möchte.
Das Resultat anschliessend von Hand ins Reine schreiben zu müssen, käme einer Strafaufgabe gleich.

So lobe ich mir denn meine neue Maschine (ich werde sie schon zu beherrschen lernen!) *und* meinen Kugelschreiber. Weder auf das eine noch auf das andere werde ich verzichten können.

---